

Christian Oster

MEINE
PUTZFRAU

Roman

Wagenbach

Kopfnicken. Dann verkroch ich mich mit meiner Scham in der Metro, die sich glücklicherweise bald vor mir auftat.

Da es Freitag war (der Tag, an dem ich in meinem Teilzeitjob nicht arbeite), lag der Montag noch in weiter Ferne. Es war idiotisch, aber ich wußte, daß Laura am Montag anfang, und für mich stellte das einen Fixpunkt dar. Da war nichts zu machen, ich hatte diesen Tag im Kopf und mußte irgendwie über die Runden kommen. Das Gute daran war, daß ich zu tun hatte, denn bis dahin mußte bei mir zu Hause für ein Durchkommen gesorgt werden. Das Wohnzimmer schon mal freigeschaufelt werden. Laura mußte vorbeikönnen. Ich ordnete also Papiere, warf Zeitungen weg, schob Bücherstapel zur Seite und beförderte die dicksten Wollmäuse aus dem Fenster. Als es Sonntag abend wurde, sah es bei mir aus wie nach einem Einzug. Ein deutlicher Fortschritt. In der Küche hatte ich auch noch

die Kaffeelöffel versammelt, das Geschirr zusammengetragen und das schmutzige in zwei Bereiche aufgeteilt. Ein einziger war nicht möglich. Die Stapel wären zu hoch geworden.

Dann ging ich aus, schaute auf gut Glück bei Stéphane vorbei, der natürlich nicht da war, aber ich hätte ihm sowieso nichts zu sagen gehabt. Nach diesen sechs Monaten befand ich mich auf dem Weg der Genesung, und ich brauchte Stabilität in meinen Beziehungen. Ich ging aus Pflichtgefühl bei ihm vorbei, weil er sich nach Constance ein wenig meiner angenommen hatte. Nach mir gefragt hatte. Meine Einsilbigkeit ertragen. Mein Schweigen ausgefüllt. Und es wäre mir jetzt schwergefallen, ihm zu erklären, daß ich zwar vorbeikam, aber nicht bleiben wollte. War noch viel zu sehr mit mir selber beschäftigt. Auch mit der Straße mußte erst wieder Fühlung aufgenommen werden. Ich

war in dieser ganzen Zeit nur noch zum Einkaufen auf die Straße gegangen. Ohne irgend etwas zu sehen. Da war nur Lärm, Hitze, Kälte, je nachdem. Ein großer Krach, alles in allem, mit leichter Temperatur. Von Fieber konnte man noch lange nicht sprechen.

Ach, wieviel besser es mir doch schon geht, dachte ich. Am Sonntag rief ich Claire an, eine alte Freundin von mir, die weinte. Sie wollte derzeit nicht, daß ich sie sah, wegen der Augenringe. Ich habe ihr zu einer Brille geraten, zu einer undurchsichtigen natürlich, aber nein. Sie wollte mich lieber gar nicht sehen. Zwei Monate zuvor war ihre Tochter von zu Hause ausgezogen. Dann der Vater ihrer Tochter. Hat ihr den Hund dagelassen. Ich sortiere mich langsam wieder, sagte sie. Wir führten kein langes Gespräch. Ihre Stimme versagte, ich mußte ihr Geschichten über mich erzählen. Ich wußte keine. Also erfand ich welche. Eigentlich fütterte ich sie

mit Anekdoten. Langsam, löffelweise. Sie hatte schnell genug. Eine Frau, die ich heute in der Metro getroffen habe, sagte ich also zu ihr. Weißt du was? Weißt du, was sie las? Du kommst nie drauf. Nein, sagte sie. Ich komme nicht drauf. Sag es mir. *Offener Brief des Papstes an die älteren Menschen*, sagte ich. Stell dir vor. Ja, sagte sie. Ja. Natürlich. Und du? Ich, fragte ich. Es geht. Lucien hat mich kürzlich angerufen. Es geht ihm wesentlich besser. Das heißt, das sagt er. Er sagt nicht einmal besser, er sagt gut. Er läßt dich grüßen. Ich meinte, ein Schluchzen zu hören. Ruf mich, sagte sie in zwei Anläufen, besser ein andermal an. Doch, es liegt mir daran. Aber nicht jetzt. Ich muß schlafen.

Es war mir durchaus bewußt, daß ich im Moment nicht in der Lage war, viele Leute zu trösten. Versuchen konnte ich es. Das machte mir keine Angst. Dazu fühlte ich mich fähig. Am Montag betrat ich in bester Verfassung